

PSYCHOLOGIE ZWISCHEN NATUR- UND GEISTESWISSENSCHAFTEN

von Wolfgang Metzger

Der Einführung in mein Thema diene die Erinnerung an einige Ereignisse in meiner Laufbahn als Student, Assistent und Hochschullehrer. In Berlin, wo ich anfangs der zwanziger Jahre mein Studium der Psychologie begonnen habe, nachdem ich mich mehrere Jahre nicht ohne Erfolg in den Hörsälen und Seminaren für Geschichte, Kunstgeschichte, Anglistik und vor allem Germanistik herumgetrieben hatte, gab es nur *eine* »philosophische« Fakultät, die alle Natur- und Geisteswissenschaften umfasste, sofern sie nicht in den drei übrigen herkömmlichen Fakultäten untergebracht waren. Ich war damals noch Schüler und Hilfskraft und hatte keinen Anlass, mich um die Arbeitsfähigkeit von Fakultäten zu kümmern.

Als ich 1931 nach Frankfurt kam, gab es dort schon zwei getrennte Fakultäten, eine mathematisch-naturwissenschaftliche und eine philosophische. Das philosophische Seminar war offenbar eine von beiden gemeinsam getragene Einrichtung. An seinem einem Ende thronte der Philosoph, der Geisteswissenschaftler, der zugleich Theologe, war - Paul Tillich (1886-1965). Am anderen Ende saß damals Max Wertheimer (1880-1943) als Philosoph, der Naturwissenschaftler, der zugleich die Psychologie vertrat. Zwischen ihnen erstreckte sich die nicht unbeträchtliche gemeinsame Bibliothek.

Als ich dann anfangs der vierziger Jahre nach Münster berufen wurde, fand ich wieder die gemeinsame philosophische Fakultät alten Stiles vor und damit übrigens woran ich mich sehr gern erinnere - die Möglichkeit des Gesprächs zwischen den Vertretern von Wissenschaften, die einander heute kaum noch kennen. Wenn mein Gedächtnis mich nicht im Stich läßt, war es 1948, als dann doch die Trennung kam. Sie wurde vor allem von der geisteswissenschaftlichen Seite gesucht, aus einem recht äußerlichen Grund; nicht etwa, weil die Interessen und Methoden der beiden Disziplinen einander zu fremd geworden wären; auch nicht, weil das Verwaltungspensum nicht mehr in einem Büro zu bewältigen war, sondern weil sie es satt hatten, dass jede einzelne der zahlreichen Fakultätssitzungen durch die persönlichen Streitereien stets derselben beiden verfeindeten Herren aus dem naturwissenschaftlichen Flügel um eine bis zwei Stunden verlängert wurde.

Für die Stellung der Psychologie an der Universität Münster waren die Folgen dieses Beschlusses nicht erfreulich. Bisher war sie natürlicherweise in der Mitte des Reichs der reinen Wissenschaften beheimatet gewesen. Nun saß sie, ohne ihr Verschulden, genau zwischen den Stühlen und war dazu verurteilt, ihr Leben künftig als Anhängsel an einer der beiden neuen Gruppen zu fristen. Aber welcher sollte sie sich anschließen?

Man hätte natürlich die Entscheidung rein nach Gesichtspunkten wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit fällen können. Die naturwissenschaftliche Fakultät bestand vorwiegend aus den Leitern experimentierender Institute, denen eine mehr oder weniger reiche Ausstattung an kostbarem Gerät und Arbeitsräumen selbstverständlich war. Dort wunderte sich daher niemand über die Bedürfnisse an Raum und an Mitteln eines weiteren experimentierenden Instituts. Dagegen war zwischen den Seminaren der philosophischen Fakultät, deren Ausstattung im wesentlichen aus Büchern und Urkunden, allenfalls einer Sammlung von Dias bestand und deren Raumbedarf durch ein Direktorzimmer und eine zugleich als Übungsraum dienende Bibliothek gedeckt war, ein modernes psychologisches Institut ein Kuckucksei;

seine Ansprüche betrogen bei gleicher Studentenzahl vielleicht das Zehnfache; jedenfalls kamen sie den Kollegen stark übertrieben vor. Dies äußerte sich noch Anfang der sechziger Jahre, indem die damals vom Wissenschaftsrat erbetene Aufstellung des Bedarfs an Geräten für eine »befriedigende« Ausstattung des Instituts im Schreibtisch des Dekans liegen blieb, wie ich erst Jahre später erfuhr. Er traute sich nicht, sie dem Minister weiterzugeben, weil er sie bzw. ihren Verfasser für großenwahnsinnig hielt. Im Hinblick auf die zu erwartenden Verhandlungen über die Zuteilung von Mitteln war also zweifellos die naturwissenschaftliche Fakultät der bessere Platz, obwohl es nicht auszuschließen war, dass dort wiederum die Bedürfnisse der neu angeschlossenen »Psychologie« erst an letzter Stelle berücksichtigt werden würden.

Wenn man sich nicht einfach im Sinne des wirtschaftlichen Vorteils entscheiden wollte, erhob sich die Frage, wo die eigene Wissenschaft aus sachlichen Gründen hingehörte.

Dies hängt bei der Psychologie davon ab, wie man Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft definiert. Der Schnitt durch die alte philosophische Fakultät, wie er inzwischen wohl überall durchgeführt und auch durch die Bildung der neuen, engeren Fachbereiche nicht rückgängig gemacht ist, erfolgt durchweg ganz selbstverständlich nach inhaltlichen Merkmalen. Geisteswissenschaften nennen sich die Wissenschaften vom Menschen (englisch: Humanities), also von dem, was den Menschen zum Menschen macht, nicht einbegriffen die Anatomie, die Physiologie und die Vererbungslehre. Es sind die Wissenschaften, die einmal von den Erlebnissen, den Schicksalen und der besonderen Eigenart einzelner Menschen handeln, einschließlich ihrer Wirkungen auf andere und ihrer Bedeutung für sie; weiter von gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen, religiösen Großgebilden, ihren Schicksalen und Wechselwirkungen und endlich von den Kulturen und von den Objektivierungen des Geistes in Sprache, Kunst, Musik und Technik; von ihrer Eigenart, ihrer Herkunft, ihrer Funktion, ihren Schicksalen, ihren Nachwirkungen.

Die sogenannten Naturwissenschaften beschäftigen sich mit dem außermenschlichen Sein, einschließlich dessen, was den Menschen als hervorgegangen aus und als verflochten in diese außermenschliche Welt und schlichtweg als Teil dieser Welt kennzeichnet.

Nach diesen Begriffsbestimmungen gehört die Psychologie, ganz gleich, welcher Forschungsverfahren sie sich bedient, eindeutig zu den Geisteswissenschaften, wenn sie auch - in Psychophysiologie, Psychophysik und Psychosomatik - ständig in Grenzfragen verwickelt ist.

Diese sachlichen Gesichtspunkte lagen damals meiner Entscheidung zugrunde, mich mit meiner Wissenschaft und meinem Institut der »philosophischen«, das heißt der geisteswissenschaftlichen, der Erforschung des Menschlichen im eigentlichen Sinne gewidmeten Fakultät anzuschließen. Gegen meinen Entschluss wurden damals keine Bedenken laut, und so wurde das Psychologische Institut in Münster als erstes experimentierendes Institut zu einem Glied dieser Fakultät.

Ich halte den Entschluss auch heute noch für richtig, obwohl er durch die Aufteilung der alten Fakultät in mehr oder weniger selbständige »Fachbereiche« inzwischen an Bedeutung verloren hat.

Es machte sich aber bald und in allmählich steigendem Maße bemerkbar, dass die Vertreter der »eigentlichen« Geisteswissenschaften, der geschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Fächer, eine andere Entscheidung doch lieber gehabt hätten. Ich wurde in unverkennbarer, oft genug verletzender Weise als »Außenseiter«, die von mir vertretene Wissenschaft als »Randerscheinung« betrachtet und behandelt. Es gab zum Beispiel auch innerhalb der »engeren« Fakultät, der Vereinigung der Ordinarien und Institutsleiter, einen innersten Kreis, einen Klub, der sich wöchentlich traf und in dem die wichtigsten Fragen vorberaten wurden, um in der Fakultätssitzung fertige Entscheidungsvorschläge auf den Tisch des Hauses zu legen. Bemühungen, nach jahrzehntelanger Zugehörigkeit zur Fakultät in diesen innersten Kreis aufgenommen zu werden, obwohl durch den Hinweis auf die geisteswissenschaftliche Vergangenheit im strengsten Sinn, nämlich auf ein nahezu abgeschlossenes Studium der Germanistik, unterstützt, schlugen fehl. Es wurde mir mit schöner, wenn auch schmerzlicher Offenheit erklärt, dass ich mich durch die von mir vertretene Art der Psychologie sozusagen für diese Mitgliedschaft disqualifiziere. Man hätte es kaum deutlicher sagen können, dass man die Psychologie in der philosophischen Fakultät als Fremdkörper betrachtete. Und es ist leicht zu verstehen, warum. Hier wurden die verschiedenen Wissenschaften nicht nach ihren Sachgebieten, sondern nach ihren Methoden, nach ihren typischen Untersuchungsverfahren unterschieden: Auf der einen Seite die experimentierenden, messenden und

rechnenden Wissenschaften, die nach dem Vorbild der Physik als »Natur«-Wissenschaft bezeichneten Zweige der Forschung - auf der anderen die Wissenschaften, deren typisches Verfahren die Deutung (die Interpretation) von Hinterlassenschaften (»Objektivierungen«) menschlichen Geistes ist. Sind dies die kennzeichnenden Merkmale, so wird auch eine Wissenschaft vom Menschen zur Naturwissenschaft, sobald sie Verfahren anwendet, die in den Naturwissenschaften seit alters gebräuchlich sind. Und die Psychologie, die das als erste Wissenschaft vom Menschen getan hat, wurde in den »philosophischen« Fakultäten zu einem Ärgernis. Sie wurde zum doppelten Ärgernis, denn in ihnen - wie überall im deutschsprachigen Bereich über die politischen Grenzen hinweg, also auch in Zürich und Basel - beruhte das Selbstverständnis der Geisteswissenschaften auf der Lehre Diltheys (1833-1911) von dem grundlegenden Unterschied zwischen »Erklären« und »Verstehen« (s. den Beitrag von H. Graumann). Eine Wissenschaft vom Menschen, die sich experimenteller Verfahren bedient, befindet sich danach im Grunde im Widerspruch mit sich selbst. Dilthey selbst glaubte zwar, diesen Widerspruch wenigstens für gewisse »äußere« Bereiche, für Randbereiche des Seelischen, wie die Sinneswahrnehmung und die einfachen Reaktionen, hinnehmen zu müssen, weil zu seiner Zeit - zum Beispiel aus dem vor kurzem neu gegründeten Wundtschen Institut - aus diesen Bereichen schon gut gesicherte Forschungsergebnisse vorlagen.

Aber seine Grundhaltung gegenüber der experimentierenden Psychologie, ihre Einschätzung als eine Art von Fehltritt, der leider nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte und daher mehr oder weniger widerwillig hingenommen werden musste, blieb durch mehrere Menschenalter hindurch wirksam; sie äußert sich noch unverkennbar in einem umfassenden Gutachten des Westdeutschen Wissenschaftsrates aus dem Anfang der sechziger Jahre über den Ausbau der Forschungseinrichtungen an den deutschen Universitäten. Es heißt darin, an *einigen* Universitäten *könne auch* naturwissenschaftliche (das heißt experimentelle) Psychologie betrieben werden - und dies zu einer Zeit, da eine grundsätzlich nicht experimentierende Psychologie sich schon längst nicht mehr im Ernst als strenge Wissenschaft bezeichnen konnte.

Diltheys grundsätzliche Ablehnung »naturwissenschaftlicher« Verfahren für die Erforschung des Menschen wurde in verschiedenen Linien weiter überliefert. Da war zunächst die Linie, die von ihm unmittelbar zu dem erklärt »geisteswissenschaftlichen« Psychologen Eduard Spranger (1882-1963) führt. Da waren die phänomenologischen und existentialistischen, jedenfalls aber philosophierenden Psychiater wie Karl Jaspers (1883-1969) und Ludwig Binswanger (1881-1966), deren Einstellung zur Psychologie nicht so verschieden war, wie man es nach ihren unterschiedlichen anthropologischen Ansätzen hätte erwarten können. Da waren die Befürworter einer »rein beschreibenden« Psychologie, wie etwa Schmied-Kowarzik. Da waren endlich die Wissenschaftstheoretiker der »Heidelberger Schule«, Rickert (1863-1936) und Windelband (1849-1915), mit dem Vorschlag einer Unterscheidung zwischen »nomothetischen«, das heißt nach allgemeinen Gesetzmäßigkeiten suchenden, und »idiographischen« das heißt hervorragende Individuen darstellenden Wissenschaften. Dabei diente als Muster der ersten die Physik, als Muster der zweiten u. a. wohl Diltheys Darstellungen bedeutender Männer. Es sah so aus, als ob die nach Gegenständen und die nach Verfahren bestimmten Grenzen zusammenfielen.

Für die Unangemessenheit, ja Sinnlosigkeit des Experimentierens am Menschen wurden von den verschiedenen Richtungen unterschiedliche Gründe geltend gemacht, von denen einige der wichtigsten angeführt seien: Das Experiment ist lebensfremd; aus Laboratoriumsbefunden gewonnene Erkenntnisse bestätigen sich nicht im »natürlichen« Verhalten im täglichen Leben; das Experiment am Menschen ist unzumutbar, weil es ihn zum manipulierten Objekt erniedrigt. Bewusstseinserscheinungen sind privat und keinem zweiten Beobachter zugänglich; sie entziehen sich schon deshalb grundsätzlich der experimentellen Untersuchung. Zum Wesen des Experiments gehört seine Wiederholbarkeit (s. auch den Beitrag von S. Preiser). Die Wiederholbarkeit des Experiments am Menschen wird auf zwei verschiedenen Ebenen bestritten: einmal wegen der Einmaligkeit jedes einzelnen Menschen und darüber hinaus auch jedes einzelnen Erlebnisses oder Tuns eines und desselben Menschen; zum anderen weil das Experiment selbst die Versuchsperson verändert, in ihr neue Bedingungen schafft.

Eine eingehende Überprüfung dieser Einwände und Bedenken ist hier nicht möglich. Ich muss mich mit kurzen Hinweisen begnügen.

Zur Lebensfremdheit ist zu bemerken, dass man heute viele bedeutsame Entscheidungen durch Versuche herbeiführen kann, die man aus dem Laboratorium hinausverlegt: in die Schulklassen, auf die Straße, auf den Spielplatz usw., wobei keiner der Beteiligten überhaupt merkt, dass er Teilnehmer an einem Versuch ist. Wie weit die Verhältnisse beim Übergang von der »Lebenswirklichkeit« ins Laboratorium verzerrt werden, ist übrigens eine Tatsachenfrage, die man selbst zum Gegenstand der Untersuchung machen kann. Was die Zumutbarkeit betrifft, so ist in mindestens der Hälfte aller psychologischen Versuche - und zwar immer dann, wenn Bewusstseinserscheinungen der Gegenstand der Untersuchung sind - die Versuchsperson kein Untersuchungs-»Gegenstand«, sondern ein Hilfsbeobachter, das heißt ein Forschungsgehilfe, mit dem sich der Versuchsleiter in derselben kollegialen Weise verständigt wie der Veranstalter eines Versuchs in irgendeiner anderen Wissenschaft. In Untersuchungen über das von außen sichtbare Verhalten findet die Zumutbarkeit experimenteller Veranstaltungen genau dort ihre Grenze, wo sie auch im täglichen Leben verläuft, bei jeder Art von Bemühung, andere Menschen zu beeinflussen, sie zu überreden oder zu überzeugen, sie zu erziehen, zu bessern, zu unterrichten, auszubilden, sie zu prüfen oder ihnen sonstwie »auf den Zahn zu fühlen«. Man braucht nicht an die Gehirnwäschen totalitärer politischer Systeme zu denken. Auch an unseren Schulen, besonders an den höheren, geschieht vieles, was jeder Psychologe als unzumutbar ablehnen würde, und es werden noch viel mehr unheilbare Schäden aus einfacher Besserwisserei in fortschritts- und emanzipationsfreudigen Familien an den kleinen Kindern angerichtet, obwohl die Wissenschaft seit dreißig Jahren auf diese Folgen hinweist und ohne dass der fällige Sturm der Entrüstung ausbricht. (Man missverstehe mich nicht: Hier ist nicht von Eigentümlichkeiten antiautoritärer Erziehung die Rede, sondern von den irrigen Meinungen altmodischer ebenso wie fortschrittlicher Eltern, z. B. über die Frage, wie viel Trennung von ihnen ein kleines Kind ohne Schaden übersteht.)

Dass alle Bewusstseinserscheinungen, einschließlich der Außenwelterscheinungen, im strengen Sinn privat sind, da jeder von uns in seiner eigenen anschaulichen und Erlebniswelt lebt, macht *jede* Art von Verständigung zwischen zwei Menschen fragwürdig, nicht nur in dem besonderen Fall, wo die beiden ein Versuchsleiter und eine Versuchsperson sind. In diesem letzten Fall muss freilich die Problematik dieser Tatsache besonders sorgsam im Auge behalten werden, um nicht in voreilige Deutungen und Folgerungen zu verfallen. Dass dies möglich ist, hat Oskar Graefe in sorgfältigen Analysen nachgewiesen, die aber hier nicht im einzelnen wiedergegeben werden können.

Was die Einmaligkeit jedes einzelnen Menschen und jedes einzelnen seiner Erlebnisse betrifft, so ruht sie offenbar auf einem breiten Grund von Gemeinsamkeiten, denn sonst wäre es völlig unverständlich, wie zwei Menschen sich jemals über den einfachsten Sachverhalt verständigen oder gar an einer gemeinsamen Aufgabe zusammenwirken könnten.

Auf das letzte Bedenken: die Veränderung der Versuchsperson durch den Versuch selbst, möchte ich etwas ausführlicher eingehen.

Diese Bedenken wurden zwar von der experimentierenden Psychologie nicht übersehen. Es erschien ihr aber auch nicht nötig, die radikalen Folgerungen zu ziehen, die von einigen der oben genannten Gruppen als unausweichlich betrachtet werden. Bei genauerer Analyse erweist es sich oft, dass die Einmaligkeit nur in bestimmten Hinsichten besteht, die für die Versuchsfrage nicht in jedem Fall von Bedeutung ist. Außerdem erweist sich die Veränderung des Subjekts durch das Erlebnis eines bestimmten Versuchs in vielen Fällen nicht als endgültig. Es kommt häufig genug vor, dass es durch das weitere, darauf folgende Erleben selbst allmählich wieder rückgängig gemacht wird. Es ist nicht zu leugnen, dass es Bedingungen gibt, die durch die Durchführung eines einzigen Versuchs für immer oder doch für viele Jahre so verändert werden, dass sie eine Wiederholung ausschließen. Etwa in Untersuchungen über das Denken kann ich einer Versuchsperson ein und dasselbe Rätsel nicht ein zweites Mal aufgeben. Wenn sie es das erste Mal gelöst hat, ist es das zweite Mal für sie kein Rätsel mehr. Aber selbst hier gilt, wenn es sich um etwas schwierigere Aufgaben handelt, das Prinzip der Unwiederholbarkeit nicht uneingeschränkt. Ich erinnere mich, vor etwa fünfzehn Jahren unter der sokratischen Anleitung eines didaktisch hervorragenden Mathematikers die Antwort auf die Frage gefunden zu haben, ob die Reihe der Primzahlen unendlich oder irgendwo zu Ende ist. Ich muss gestehen, dass es mir, als diese Frage mir im Zusammenhang mit dem gegenwärtigen Gedankengang wieder durch den Kopf ging, sofort klar war, dass mir der gesamte Lösungsvorgang und die schließliche Einsicht, dass diese Reihe nur unendlich sein

könne, inzwischen gänzlich abhanden gekommen war - die Frage für mich also heute wieder ebenso neu ist wie damals. Dasselbe gilt allgemein bei Personen, die auf der Schule in Mathematik ganz gute Schüler waren, aber dann einen Beruf ohne mathematische Anforderungen ergriffen haben, schon für ganz einfache mathematische Probleme. So erinnere ich mich sehr wohl, seinerzeit vor knapp sechzig Jahren die Grundzüge der Infinitesimalrechnung nicht nur »gekonnt«, sondern sie durchaus verstanden zu haben, ohne aber heute aus dem Gedächtnis nachvollziehen zu können, was ich damals beherrscht habe. Aber die Wiederherstellung des Standes der Unschuld kann auch viel schneller erfolgen. Es gibt Probleme, bei denen nach, sagen wir, vier Wochen der Versuch ohne Bedenken wiederholt werden kann, weil die inneren Bedingungen wieder ungefähr dieselben sind wie beim ersten Mal; und es kommt, beispielsweise in der Wahrnehmungslehre, etwa bei der Beobachtung von Nachbildern oder Kontrasterscheinungen vor, dass dies noch viel rascher geschieht: in Tagen, in Stunden und sogar in Minuten. Aber auch wenn der Experimentator mit verborgenen Nachwirkungen eines Versuches rechnen muss, oder wenn er ihre völlige Löschung nicht abwarten kann, so ist er nicht notwendig am Ende seines Lateins. Denn oft genug besteht die Möglichkeit, sich durch eine Vielzahl von Versuchspersonen zu helfen, von denen jede nur an einem einzigen Versuch beteiligt ist. Diese Aushilfe bringt natürlich neue Probleme mit sich und ist nur bei mehr oder weniger einfachen und daher alltäglichen Sachverhalten statthaft, bei denen die Verschiedenheit der Teilnehmer keine merklichen Wirkungen hat. Trotzdem kann der Versuch gewinnbringend sein, denn auch die Theorie der einfachen und alltäglichen psychischen Ereignisse und Zusammenhänge ist keineswegs abgeschlossen, wie etwa die gegenwärtigen Auseinandersetzungen über die Schreib- und Leseschwäche zeigen.

Aber zurück zu dem Vorschlag von Rickert und Windelband. Ich kann ihn, wie gesagt, nicht als gelungen betrachten. Denn einerseits gibt es auch in den Naturwissenschaften »idiographische« Aufgaben. So etwa in der Geologie, wenn sie die Eigenart und die Entwicklung eines bestimmten Stromes - etwa des Rheins - oder eines bestimmten Gebirges - etwa der Alpen - oder einer bestimmten Insel - sagen wir Island - und schließlich die Eigenart dieses einen und unwiederholbaren Individuums, das den Namen »Erde« trägt, zu ergründen sucht, oder auch in demjenigen Zweig der Astronomie, der sich als Kosmogonie mit der Eigenart und der Entwicklung des Individuums beschäftigt, das wir unser Weltall nennen. Unbestreitbar sind beide Naturwissenschaften damit beschäftigt, einmalige Gegenstände und Ereignisse in ihrer Eigenart zu erfassen und zu verstehen. Sie begnügen sich nicht, wie die Physik oder Astrophysik, mit der Feststellung allgemeiner Gesetzmäßigkeiten, die bei Jedem denkbaren Planeten oder jedem denkbaren Weltall gültig sind.

Andrerseits gibt es auch an den Gegenständen der Geisteswissenschaften allgemeine Gesetzmäßigkeiten und unter vergleichbaren Bedingungen wiederkehrende funktionale Zusammenhänge. Besonders in den Sprachwissenschaften sind solche Zusammenhänge immer wieder aufgefallen; ich brauche nur Hermann Paul (1920) zu nennen. Aber auch in der Psychologie kennen wir bereits zahllose Zusammenhänge, die sich entweder schon heute in mathematischen Formeln, oder, wo der Versuch ihrer mathematischen Formulierung zur Zeit noch nicht gelingt, wenigstens in allgemeinen Wenn-dann-Sätzen oder Je-desto-Sätzen ausdrücken lassen. Man denke an die in letzter Zeit viel besprochenen Zusammenhänge zwischen Frustration und Aggression oder an den praktisch unentrinnbaren Zusammenhang zwischen der Verwöhnung des Kindes und der Unverschämtheit des späteren Erwachsenen oder zwischen der Demütigung des Kindes und der Großmannssucht des späteren Erwachsenen oder zwischen früher menschlicher Ausstoßung und späterer Asozialität. Man denke an die tausendfach bestätigte japanische Formel: »Wenn man die unsichtbaren Fäden zwischen Mutter und Kind nicht zerschneidet, bedarf es keiner lauten Erziehung.«

Natürlich gilt die Unentrinnbarkeit dieser allgemeinen Zusammenhänge nur *ceteris paribus*, aber das gilt für jeden gesetzmäßigen Zusammenhang, dem wir in dieser Welt begegnen.

Bis In Einzelheiten gleichen sich naturwissenschaftliches und geisteswissenschaftliches Vorgehen, wenn es sich auf Probleme verwandter Struktur richtet. So war ich immer wieder überrascht, wie verwandt zum Beispiel die philologische Aufgabe, den Stammbaum der Handschriften eines mittelalterlichen Gedichtes zu bestimmen, mit der paläontologischen Aufgabe ist, bei Versteinerungsfunden aus kompliziert gefalteten Gesteinsschichten die zeitliche Aufeinanderfolge ihrer Entstehung zu klären.

Ich fasse zusammen: Es gibt in jeder Wissenschaft, ganz gleich, welches ihr Gegenstand ist, ganz gleich, ob sie sich mit den Menschen oder mit der außermenschlichen Welt beschäftigt, nomothetische *und* idiographische Aufgaben; und darüber hinaus gibt es drittens in jeder Wissenschaft auch systematisch-beschreibende Aufgaben, von der Chemie über die Botanik und Zoologie bis zur Typologie des Menschen. Es gibt endlich in jeder Wissenschaft die besonderen Aufgaben der Anwendung nomothetischer *und* systematischer Befunde im tätigen, außerwissenschaftlichen Umgang mit ihren Gegenständen. In der Psychologie gehört dazu alles, was wir als »angewandte Psychologie«, als »Psychotechnik«, auch als »Menschenkenntnis« oder als Kunst des Umgangs mit den anderen Menschen und mit sich selbst bezeichnen. Ein besonders wichtiger und ausgedehnter Bereich der Anwendung nomothetischer Befunde der Psychologie ist beispielsweise die Pädagogik, aber auch die Technik der Werbung. Darum ist es von vornherein wenig glücklich, den nomothetischen Zweig der Psychologie als »Naturwissenschaft« auszusondern. Die einzige treffende Kennzeichnung habe ich in niederländischen Instituten gefunden, wo er »Allgemeine Funktionenlehre« heißt.

Glauben Sie nicht, dass ich deshalb die Besonderheit des Menschlichen innerhalb des Seins zu leugnen oder auch nur zu verharmlosen suche. Nur meine ich, dass man sich die Begründung dieser Besonderheit nicht zu leicht machen sollte. Fassen wir unter diesem Gesichtspunkt Diltheys Unterscheidungen zwischen »Erklären« und »Verstehen«, von denen man, wie schon mehrfach bemerkt, gern das erste den Naturwissenschaften, das zweite den Geisteswissenschaften zuordnet, etwas schärfer ins Auge.

Unter »Erklären« versteht man dann etwa das - zum Beispiel induktive - Aufstellen mathematischer Ausdrücke, vermittels deren man das Verhalten physikalischer Gegenstände unter bestimmten Bedingungen voraussagen und, sofern man in der Lage ist, die Bedingungen herzustellen, auch beherrschen (oder wie man neuerdings zu sagen pflegt, »kontrollieren«) kann. Wenn man von »Verstehen« spricht, so meint man oft einfach die Möglichkeit, sich in den anderen Menschen hineinzusetzen und das, was er erlebt, nach zu erleben (s. auch den Beitrag von H. Kunz über die »Grenzen des psychologischen Verstehens«). Die Tatsache, dass man nur Erlebtes nacherleben kann, würde es erlauben, eine scharfe Grenze zwischen dem Menschlichen und dem Nichtmenschlichen zu ziehen - wenn man davon absieht, dass man auch die Freude eines Hundes oder, wie in der wunderbaren alten Anekdote von Tschuang Tse, die Freude der Fische nach zu erleben vermag.

Nur ist die Deutung des Verstehens als Nacherleben fragwürdig. Gerade die Arbeit der Psychotherapeuten beruht darauf, dass sie sich nicht damit begnügen, das Erleben ihrer Patienten in sich selbst zu wiederholen, sondern dass sie versuchen, darüber hinaus zu verstehen, was der Patient daran *noch nicht* versteht. Wir brauchen aber gar nicht bis zur Psychotherapie zu gehen. Wie oft kommt es vor, dass in einer Gesellschaft von Menschen, die zur fröhlichen Unterhaltung beisammen sind, so ziemlich alle bemerken, dass zwei der Anwesenden dabei sind, sich ineinander zu verlieben, nur die beiden selbst wissen es noch nicht. All die vielen kleinen Einzelheiten ihres Verhaltens als Zeichen der beginnenden Verliebtheit zu verstehen, muss demnach etwas anderes sein, als ihr Erleben nach zu erleben. Sie erleben ja noch gar nicht, was die anderen schon sehen.

Mit dem Begriff des wissenschaftlichen »Erklärens« steht es nicht besser. Der Physiker unterscheidet mit Sicherheit, ob er eine etwa induktiv gewonnene Formel versteht oder nicht, auch wenn an ihrer faktischen Gültigkeit gar kein Zweifel besteht. Ja, eine Formel anerkennen zu müssen, ohne sie zu verstehen, wie das grundsätzlich zunächst bei allen Formeln der Fall ist, die durch Näherungsverfahren gewonnen sind (und die mir daher schon auf der Schule ein Greuel waren), kann zu den wichtigsten Antrieben weiterer wissenschaftlicher Bemühungen werden. Das für mich klassische Beispiel ist hier Niels Bohr, den die sogenannte Balmer-Ritz-Formel der Verschiebung von Spektrallinien (unter Bedingungen, die uns hier gleichgültig sein können), an deren Gültigkeit und Verwertbarkeit nicht der geringste Zweifel bestand, zu der Frage bewog: »Wie kommt es, dass gerade ein *solcher* gesetzmäßiger Zusammenhang besteht?« Mit anderen Worten: »Wie ist es zu *verstehen*, dass gerade diese Formel und keine andere richtig ist?« Es war der Anstoß, der ihn schließlich zu der Aufstellung seiner Atomtheorie führte.

Dass man auch in der Physik zwischen »verstanden« und »unverstanden« unterscheiden muss und dass bei der Erfassung von Menschlichem auch Nacherlebtes unverstanden bleiben kann, führt notwendig zu einer neuen Bestimmung des Begriffs des »Verstehens«. Verstanden habe ich - ganz gleich, ob innerhalb

oder außerhalb des Menschlichen - diejenigen Zusammenhänge, die ich nicht genötigt bin, als Fakten einfach hinzunehmen, sondern von denen ich *sehe*, dass sie so sein *müssen* und gar nicht anders sein *können*. Dies ist zunächst nur eine formale Bestimmung, aber sie bedeutet schon sehr viel. Man bedenke, was es für einen Unterschied ausmacht, wenn ich zwei Schüler etwa nach dem pythagoräischen Lehrsatz frage, und der eine bietet mir fehlerfrei einen dem Lehrbuch entnommenen und gut auswendig gelernten Beweisgang an, der zweite greift nach Papier und Stift und antwortet mit glänzenden Augen: »Das *muss* doch so sein; schauen Sie einmal her ... «, und er zeigt mir mit seinen eigenen Worten, wieso das gar nicht anders sein kann.

Für unseren Zusammenhang aber bedeutet alles dieses, dass wir den Begriff des Verstehens viel schärfer fassen müssten, um es zu dem unterscheidenden Merkmal der Wissenschaften vom Menschen machen zu können.

Übrigens kommt bei der Unterscheidung zwischen »Verstehen« und »Erklären« noch ein dritter Gesichtspunkt hinzu, nach welchem man seit Dilthey die Wissenschaften vom Menschen von den außermenschlichen Wissenschaften abzuheben versucht. Es ist eine Unterscheidung nach dem Typus der theoretischen Ansätze, die einerseits atomistisch, elementaristisch, mechanistisch, andererseits holistisch, ganzheitlich, dynamisch sein können. Diese Unterscheidung tritt bei Dilthey noch in einer spezielleren Form auf, die hier ebenfalls noch kurz berührt werden muss.

Als die Psychologie - seit Gustav Theodor Fechner (1801-1887) - auf dem Weg zur strengen Wissenschaft und der Blick des Psychologen verständlicherweise auf das gerichtet war, was in den alteingeführten Naturwissenschaften vor sich ging, feierten in verschiedenen ihrer Teilgebiete atomistische Ansätze gerade ihre größten Triumphe. Man denke an das Aufblühen der Chemie, an den genialen Ansatz der mechanischen Wärmelehre, an die Lehre von den Zellen als Bausteinen des lebenden Organismus mit ihrer Anwendung in Virchows Zellulärpathologie, an die Anfänge der Vererbungswissenschaften. Während man nun auch in der Psychologie nach »Elementen« zu suchen begann und der zuversichtlichen Hoffnung war, später einmal Gesetze des Zusammenwirkens solcher Elemente finden und mit ihnen psychologische Probleme lösen zu können, kam Dilthey - ich überspitze jetzt seine Formulierungen - zu der entscheidenden Behauptung, dass seelische Vorgänge nicht aus dem Zusammenwirken von Elementarsachverhalten hervorgehen, sondern dass in ihnen alles Einzelne vom Ganzen her bedingt sei und nur aus seiner Funktion im Ganzen, sei es einer Persönlichkeit, sei es eines Schicksalszusammenhanges, verstanden werden könne.

Dilthey ist trotzdem nicht der Begründer der modernen Psychologie geworden; aus mehreren Gründen. Er wagte es nicht, die Allgemeingültigkeit seines Ansatzes, seine Gültigkeit für den Gesamtbereich des Psychischen, zu behaupten: die »Außenbereiche« der einfachen Sinnesempfindung und -wahrnehmung und der einfachen Reaktionen glaubte er ihren atomistisch eingestellten Erforschern überlassen zu müssen. Er konnte nicht sehen, dass bei der experimentellen Erforschung einfacher seelischer Funktionen, wie sie etwa von Wundt und v. Helmholtz betrieben wurde, der atomistische Ansatz nicht Ergebnis, sondern Voraussetzung, oder noch genauer- begleitende Ideologie gewesen ist. Er wagte es infolgedessen nicht, die Gültigkeit atomistischer Ansätze in den elementaren Bereichen zu bezweifeln.

In der psychologischen Einzelarbeit äußerte sich das darin, dass, als ich vor fünfzig Jahren Psychologie zu studieren begann, in den Abhandlungen über Einzelfragen regelmäßig die Frage wiederkehrte, ob irgendein fragliches Phänomen »noch« physiologisch oder »schon« psychologisch zu erklären sei. Zweitens war er der Meinung, dass das experimentierende Vorgehen und die atomistische Theorie voneinander untrennbar seien. Seine Animosität - und die seiner Nachfolger - gegen das Experiment hat hier seine Wurzel.

Die Folge war ein Bild vom Menschen, nach welchem dieser in seinem Kern, in dem, worauf es eigentlich ankommt, nur ganzheitlich aufgefasst und insofern verstanden werden kann, während seine Grenzbereiche nach der Umwelt hin, etwa das Wahrnehmen und die einfachen Reaktionen, als Gegenstände einer grundsätzlich atomistischen Wissenschaft, eines atomistisch aufgebauten Seinsbereichs, einer experimentell betriebenen Forschung erfassbar sind.

Eine Auffassung vom Seelischen, in der mehrere Stockwerke mit abweichender, ja unvereinbarer Funktionsweise angenommen wurden, war zu seiner Zeit nichts Auffälliges. Auch v. Helmholtz (1821-1894) suchte den Diskrepanzen zwischen den aus seinen atomistischen Ansätzen in der

Wahrnehmungslehre zu erwartenden und den tatsächlich vorfindbaren Phänomenen durch eine solche Stufenlehre gerecht zu werden. Auch für ihn war die Geltung des atomistischen Prinzips auf diejenigen Vorgänge beschränkt, die er »physiologisch« zu erklären hoffte. Auf sie aufbauend nahm er aber »höhere«, »psychologische« Vorgänge an, die, anders als bei Dilthey, Vorgänge rationalen Denkens sein sollten. In der psychologischen Einzelarbeit äußerte sich das darin, dass, wie bereits erwähnt, in Untersuchungen zur Wahrnehmungslehre regelmäßig die Frage wiederkehrte, ob irgendeine Erscheinung »noch« physiologisch oder »schon« psychologisch zu erklären sei. Erst in der Zwischenzeit hat man auf die Annahme psychologischer Vorgänge ohne physiologische Korrelate mehr und mehr verzichtet.

Der Lehre von der menschlichen Seele bei Dilthey ging es wie der Theologie in der Reformation. Anstatt ganz erneuert zu werden, wurde sie gespalten. Aber die Spaltung blieb nicht so lange erhalten wie dort. Ihre Einheit wurde bald wiederhergestellt. Dies geschah durch den Nachweis, dass auch in den elementaren Bereichen das Einzelne nur aus seiner Stelle und Funktion in seinem Jeweiligen Ganzen verstanden werden kann, dass die Ganzheitlichkeit also nicht auf die Kernbereiche des Erlebens beschränkt ist. Diese Entscheidung ist unwiderruflich, denn sie wurde - ein Witz der Geschichte - durch das von Dilthey für die Psychologie abgelehnte *Experiment* herbeigeführt, wodurch zugleich erwiesen war, dass zwischen atomistischen Auffassungen und experimentellem Vorgehen keine unscheidbare Ehe besteht. Die Wiederherstellung der theoretischen Einheit der Psychologie, und zwar im Sinne des Diltheyschen Ansatzes, ist das Verdienst Max Wertheimers und seiner Mitarbeiter, deren theoretische Ansätze unter dem Namen »Gestalttheorie« (s. auch die Beiträge von Th. Herrmann und W. Metzger) bekannt geworden sind. Für unsere gegenwärtige Frage ist aber etwas anderes fast noch wichtiger. Nachdem die Grenze zwischen ganzheitlicher und atomistischer Struktur und Funktion aus dem Inneren des Menschen wieder hinausverlegt ist, könnte man denken: jetzt haben wir endlich gefunden, was den Menschen s mit Sicherheit von dem übrigen Sein unterscheidet. Das wäre aber kein ganz beglückendes Geschenk. Denn es könnte - ja müsste notwendig - bedeuten, dass das eigentlich Menschliche in dieser Welt ein Fremdkörper wäre. Nun ist aber das eigentlich Menschliche nicht im leeren Raum, sondern nur in Verbindung mit menschlichen Körpern zu beobachten, die allen Gesetzen der außermenschlichen Natur unterworfen sind. Und überdies ist das Psychische selbst außerordentlich anfällig gegenüber physischen Angriffen der verschiedensten Art, etwa einer Vergiftung oder einen Schlag auf den Kopf. Aber davon abgesehen. Bei allen Möglichkeiten des Verständnisses des Innermenschlichen könnte eine Psychophysik des Menschen nur aus unverstehbaren Koppelungen zwischen Psychischem und Physischem bestehen, Koppelungen von der Art der Verbindung zwischen einer Telefonnummer und einer Hausnummer, zwischen einem Namen und einem Bankkonto. Hier ist der Grund für die Bedeutung der Überlegungen Wolfgang Köhlers in seinem Werk über »Die physischen Gestalten« (1920). Wie Köhler dort in sorgfältigen Analysen nachweist, handelt es sich bei dem, was Philosophen und Philologen, und übrigens auch Biologen, in den letzten Jahrhunderten - und besonders seit dem Tode von Goethe und C. G. Carus sich unter »Natur« vorgestellt haben, nur um Grenzerscheinungen des Physischen: um die Verhaltensweisen von Maschinen, die von Menschen erfunden und gebaut sind. Ihre Struktur unterscheidet sich daher nicht nur von der Struktur *physischer* Gebilde und Vorgänge, die *nicht* von Menschenhand für bestimmte Zwecke geschaffen und in Gang gesetzt werden. Tatsächlich hat sich die Physik, wenn auch unter anderen Namen, längst mit Gegebenheiten beschäftigt, deren Struktur mit den von Dilthey aufgewiesenen und von Wertheimer auch in elementaren psychischen Bereichen experimentell nachgewiesenen eine unleugbare Verwandtschaft aufweist. Die Verwandtschaft geht weiter, als man zunächst annehmen könnte. Die fraglichen Systeme streben, was schon Ernst Mach aufgefallen war, aus ihrer inneren Dynamik heraus auf strukturell ausgezeichnete, besonders regelmäßige und harmonische Endzustände hin, nicht unähnlich den Klärungsvorgängen, wie sie zum Beispiel den Verlauf produktiver Denkvorgänge kennzeichnen. Es wurde nun die Annahme möglich, dass wenigstens in dieser Hinsicht der Mensch kein Fremdling in dieser Welt ist, sondern dass er auf Möglichkeiten aufbaut, die schon vor seinem Auftreten in ihr angelegt waren.

Freilich hat sich mir in letzter Zeit ein weiteres Thema aufgedrängt, das auf den ersten Blick geeignet scheint, der Vermutung der Seinsfremdheit des Menschen neue Nahrung zu geben. Wir sind in der Naturphilosophie gewöhnt, das Geschehen in dieser Welt als eine Kette von Ursachen und Wirkungen zu betrachten, von Wirkungen, die selbst wieder zu Ursachen weiterer Wirkungen werden. Und sofern wir

uns mit der These des Determinismus befreunden, müsste sich grundsätzlich von allem, was in diesem Augenblick geschieht, die Kausalkette bis an den Anbeginn der Welt zurückverfolgen lassen. Einen neuen Anfang könnte es in keinem, wie auch immer definierten Sinne geben. Wenn man sich aber länger mit dem Problem der Schuld, des Verdienstes und der Verantwortung beschäftigt, wird es immer deutlicher, dass diese Begriffe, wenn man sie ernst nimmt, die Annahme eines neuen Anfangs, und zwar eines neuen Anfangs in dem als verantwortlich betrachteten Menschen fordern. Einem zufällig herausgegriffenen Glied in einer unendlichen Kausalkette können wir weder Verdienst noch Schuld zuschreiben. Es gibt keinen Gesichtspunkt, der angeben könnte, warum wir dazu nicht irgendein früheres Glied herausgreifen sollten oder auch ein späteres, wenn es noch vor dem für uns fraglichen Ereignis liegt. Die entscheidende Frage lautet also: Gibt es schon in der außermenschlichen Natur etwas wie einen neuen Anfang? Erst später erinnerte ich mich wieder an eine Bemerkung aus einer Vorlesung von Wolfgang Köhler in den zwanziger Jahren, in der dies immerhin schon angedeutet war. Er sagte dem Sinne nach: Stellen Sie sich ein zusammenhängendes Quantum einer Flüssigkeit vor, die ihre Umgebung nicht benetzt, von irgendeiner beliebigen unregelmäßigen Form. Es ist völlig gleichgültig, auf welche Weise es zusammengekommen ist. Denn von dem Augenblick an, wo es beisammen ist, ist das Geschehen nur noch von dem Endzustand her bestimmt, den es demnächst annehmen wird. Denn es »strebt«, aus dynamischen Gründen, zur Kugelgestalt. Wie später der Biologe Bertalanffy gezeigt hat, äußert sich die Besonderheit dieses Falles bei seiner mathematischen Darstellung darin, dass die Werte, die sich auf seine Vorgeschichte beziehen, aus der Rechnung verschwinden. Die Kausalität geht hier, ohne dass das deterministische Grundprinzip aufgehoben würde, deskriptiv in Finalität über. Die strukturelle Verwandtschaft mit dem Fall, dass ein Mensch sich ein Ziel setzt und dieses Ziel zu verfolgen beginnt, liegt auf der Hand. Mit anderen Worten: Unsere Vorstellungen von der unendlichen Kausalkette waren falsch. Sie sind zu ersetzen durch die Vorstellung aufeinanderfolgender Bedingungskonstellationen, in denen unter definierbaren Bedingungen echte neue Anfänge möglich sind. Und wenn wir einem Menschen für irgend etwas, was uns freut oder bekümmert, das Verdienst oder die Schuld zuschreiben, so platzieren wir ihn damit nicht außerhalb der übrigen Welt oder, anders ausgedrückt, wir arbeiten damit nicht mit einer Voraussetzung, die ein Naturwissenschaftler als Fiktion oder kurzerhand als Irrtum bezeichnen müsste. Wie gewöhnlich im wissenschaftlichen Nachdenken stellen sich bei Jeder Lösung eines Problems zugleich neue Probleme; etwa hier, wie und wodurch ein Mensch überhaupt dazu kommen kann, sich Ziele zu setzen. Aber davon möchte ich heute nicht sprechen.

Die Frage nach dem Neuen und Einzigartigen des Menschen lässt sich nur schwer beantworten. Es gibt zum Beispiel auch im Tierreich den Vorgang des Lernens; es gibt das Verständnis von Zeichen (Konditionierung!); es gibt Ansätze zum einsichtigen Denken. Sogar die gelernte und durch Überlieferung weitergegebene Sprache hat ihre Bedeutung als unterscheidendes Merkmal des Menschen verloren. Einerseits hat auch er, neben und vor seiner erlernten Muttersprache, wie andere Wirbeltiere einen recht beträchtlichen Schatz an ererbten Lautzeichen, also an Zeichen, die er nicht lernen muss und die zugleich in der ganzen Welt verständlich sind. Wenn ich einen Ostasiaten, der noch kein Deutsch kann, frage »Wie bitte?«, so versteht er mich nicht. Er versteht mich sofort, wenn ich statt dessen frage: »Hä?« Andererseits sind die Schimpansen, zweifellos die Begabtesten unter unseren tierischen Verwandten, wie sich neuerdings herausgestellt hat, fähig, eine Sprache im menschlichen Sinn neu zu erlernen, wenn man das Zeichensystem nicht auf ihrem außerordentlich schlecht ausgebildeten Vermögen der Lautgebung aufzubauen versucht, sondern sie anleitet, ganz in der Art der Taubstummensprache, Gebärden als Zeichen zu gebrauchen. Wie der Erfolg beweist, ist die Fähigkeit zu solcher Zeichenbildung, ja sogar die Fähigkeit, selbständig mehrere solcher einzeln erlernter Handzeichen zu einem sinnvollen Satz zusammensetzen, das heißt zu umfassenderen Sinneinheiten zu verbinden, bei den Schimpansen vorhanden. Doch wird die Beherrschung einer Gebärdensprache bisher von ihnen nur mit menschlicher Hilfe erreicht. Wo nun auf dem Gebiet der Sprachbeherrschung die Grenze zwischen Mensch und Tier verläuft, wird sich endgültig erst erweisen, wenn es sich gezeigt hat, ob Menschenaffen dasjenige, was sie unter menschlicher Anleitung an Gebärdensprache gelernt haben, an ihren Nachwuchs weiterzugehen versuchen und vermögen.

Als unterscheidendes Merkmal des Menschen bleibt vorläufig die Tatsache, dass für , sein Mitteilungsbedürfnis der Bestand an angeborenen Lautzeichen von Anfang an nicht entfernt ausgereicht

hat und dass er die Freiheit besaß, dieses Bedürfnis durch die Erfindung immer neuer Zeichen und Zeichenverknüpfungen zu befriedigen, und das fast ohne Grenzen. Es ist daher kein Wunder, dass unter den Forschungsgegenständen der Geisteswissenschaften die Sprache eine so hervorragende Rolle spielt, und nebenbei eine fast ebenso große Rolle die Schrift, durch die erst die Geschichte zu einem Gegenstand menschlichen Bewusstseins werden konnte. Was den Menschen und nur ihn kennzeichnet, ist also die Not und die Freiheit, zu erfinden, das heißt, die Schöpfung fortzusetzen. Obwohl dies ein passendes Schlusswort wäre, möchte ich doch noch einen kurzen Blick zurück zum Anfang wenden.

Es hat sich gezeigt, dass man die beiden großen Wissenschaftsbereiche, in die die alte philosophische Fakultät sich gespalten hat, nicht nach dem Typus ihrer Theoriebildung auseinanderhalten kann. Es gibt hüben wie drüben Sachverhalte, denen stückhafte, elementaristische, mechanistische Ansätze angemessen sind, und Solche, die man nur mit ganzheitlichen, strukturellen und dynamischen Ansätzen erfassen kann.

Auch ihre Methoden sind nicht grundsätzlich, von einer abweichenden Natur der Sache her, verschieden. Innerhalb der Psychologie hat es sich gezeigt, dass die Anwendbarkeit experimenteller Methoden einfach auch eine Frage des Entwicklungsstandes der Forschung ist. Seit die Psychologie eine empirische Wissenschaft geworden ist, sind immer wieder neue Teilgebiete dem Experiment zugänglich geworden. Wir experimentieren heute mit Selbstverständlichkeit und mit Erfolg über Fragen aus Teilgebieten des Seelischen, bei denen man das vor hundert, ja vor fünfzig Jahren noch für völlig unmöglich gehalten hätte. Und was den Verzicht der Sprach- und Geschichtswissenschaften auf das Experiment betrifft, so beruht er im wesentlichen auf der sehr einfachen Tatsache, dass *ihre* Versuchspersonen leider größtenteils seit Jahrzehnten, Jahrhunderten oder Jahrtausenden nicht mehr am Leben sind, so dass man befragen und beobachten kann, sondern sich mit den nicht mehr sie selbst ansprechen, Zeugnissen und Nachwirkungen begnügen muss, die sie hinterlassen haben: den Urkunden und Akten, den Briefen und Gedichten, den Waffen und Werkzeugen, dem Schmuck und dem Hausgerät, den Tempeln, Burgen und Werkstätten, den Straßen und Brücken, und nicht zuletzt den Gräbern. Es gibt aber auch außerhalb der Psychologie Geisteswissenschaften, in denen die Versuchspersonen noch am Leben oder erreichbar sind, wie etwa die Wissenschaften von den lebenden Sprachen. Wir können sicher sein, dass diese über kurz oder lang beginnen werden, zu experimentieren, wo es nicht bereits geschehen ist.

Die Besonderheit der Psychologie lässt sich also, wie schon mehrfach bemerkt, nur inhaltlich bestimmen. Es ist die Wissenschaft von den Möglichkeiten und den Gesetzen des Erlebens und Verhaltens des Menschen und seiner tierischen Verwandten und von der besonderen phänomenalen oder anschaulichen Welt (Uexküll [1928] sagt: Merkwelt), die jeder ihrer Arten zugeordnet ist, der Welt, die wir um uns selber *vorfinden* und die wir bei den verschiedenen Tieren aus der besonderen Art ihres Verhaltens erschließen können.

Die Psychologie ist eine experimentierende und zugleich verstehende, eine phänomenologisch beschreibende *und*, wo die Umstände es zulassen, auch messende und rechnende Wissenschaft. Man kann sie nicht mehr in eine *rein* beschreibende und unverbindlich deutende Wissenschaft zurückverwandeln (s. auch den Beitrag von A. Wellek). Aber dringlich erscheint es mir im Augenblick immer noch, die Vertreter des Messens und Rechnens darauf aufmerksam zu machen, dass es sinnlos ist, etwas zu messen und zu berechnen, was man noch nicht kennt; und dass daher viele Berechnungen nutzlos sind, weil die physiologische, qualitativ beschreibende Analyse versäumt wurde, die am Anfang *jeder* psychologischen und, wie Konrad Lorenz immer wieder betont, jeder biologischen Untersuchung stehen muss (z.B. 1965).

Die Psychologie liegt, wie schon mehrfach gesagt, innerhalb des geisteswissenschaftlichen Bereiches, wenn auch mit vielen ihrer Probleme unmittelbar an der Grenze zu der außermenschlichen Welt. Daher liegt ihr, vor allem in der »Psychophysik« der Blick hinüber nicht nur besonders nahe, er ist viel mehr unvermeidlich, und er ist fruchtbar. Er lehrt unter anderem, soweit wir bisher sehen können, dass jene Grenze offenbar kein Abgrund ist, sondern dass drüben, in der unbelebten Natur, wenn auch nur im Keim, vorbereitet ist, was sich dann im Menschen zu dem Reichtum entfaltet hat, den ein einzelner schon lange nicht mehr zu überschauen vermag.

LITERATUR

- BERTALANFFY, L. v.: Biophysik des Fließgleichgewichts. Braunschweig: Sammlung Vieweg 1953
- BINSWANGER, L.: Einführung in die Probleme der allgemeinen Psychologie. Berlin 1922
- DEMBO, T.: Der Ärger als dynamisches Problem. In: K. Lewin (Hg.): Untersuchungen zur Handlungs- und Affektpsychologie. Psychologische Forschung, 15, 1951
- DILTHEY, W.: Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. Berlin 1894
Beiträge zum Studium der Individualität. Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. Berlin 1896
- EHRENFELDS, Chr. v.: Über Gestaltqualitäten. Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie, 14, 1890 (auch in: Das Primzahlen-gesetz. Leipzig 1922)
- GRAEFE, O.: Über Notwendigkeit und Möglichkeit der psychologischen Wahrnehmungslehre. Psychol. Forsch., 26, 1961
Carnaps »Psychologie in physikalischer Sprache«, Archiv für Philosophie, 10, 1960, 311-334
- HELMHOLTZ, H. v.: Handbuch der physiologischen Optik. Hamburg, Leipzig 1909/1911
- JASPERS, K.: Psychologie der Weltanschauungen. Berlin 1926
Allgemeine Psychopathologie. Berlin 1913
- KÖHLER, W.: Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand. Braunschweig 1920
Intelligenzprüfungen an Anthropoiden. Abh. d. Preuß. Akad. d. Wissensch., Berlin 1917. 2. Aufl.: Intelligenzprüfungen an Menschenaffen. Berlin 1921
Gestaltprobleme und Anfänge einer Gestalttheorie. Jahresberichte f. d. ges. Physiologie, 3, 1925
Zum Problem der Regulation. Roux' Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen, 112, 1927, 315-332
Ein altes Scheinproblem. Naturwiss., 1929, 17, 395-401
Zur Boltzmannschen Theorie des zweiten Hauptsatzes. Annalen der Philos., 10, 1932
The place of value in a world of facts. New York 1938
Psychology and evolution. Acta psychol., 7, 1950
- KÖHLER, W., Held, R.: The cortical correlate of pattern vision. Science, 109, 1949
- KOFFKA, K.: Zur Grundlegung der Wahrnehmungspsychologie. Eine Auseinandersetzung mit V. Benussi. Zeitschr. f. Psychol., 73, 1915
Perception: an introduction to the Gestalt-Theorie. Psychol. Bull., 19, 1922
Psychical and physical structures. Psyche, 5, 1924
Introspection and the method of psychology. British Journ. of Psychol., 15, 1924
Die Krisis in der Psychologie. Bemerkungen zu dem Buch gleichen Namens von Hans Driesch. Naturwiss., 14, 1926
- LEWIN, K.: Gesetz und Experiment in der Psychologie. Berlin 1927
Der Übergang von der Aristotelischen zur Galileischen Denkweise in Psychologie und Biologie. Erkenntnis, 1, 1931 (englisch: Conflict between Aristotelian and Galileian modes of thought in psychology. Journ. of General Psychol., 5, 1931)
The conceptual representation and the measurement of psychological forces. Contr. Ps. Theor., 1, 1938
Field Theory and Experiment in Social Psychology: Concepts and Methods. American Journ. of Social Psychol., 44, 1939 (auch in: Marx: Psych. Theorie. New York 1951)
Formalisation and Progress in Psychology. University of Iowa Studies of Child Welfare, 16, 1940
Constructs in Psychology and Psychological Ecology. Studies in Topological and Vector Psychology III. University of Iowa, Studies of Child Welfare, 20, 1944
- LEWIN, K., LIPPITT, R. and WHITE, R.: Patterns of Aggressive Behavior in Experimentally created »Social Climates«. Journ. of Social. 10, 1939
- LIPPITT, R.: Field theory and experiment in social psychology: autocratic and democratic group atmospheres. University of Iowa Studies of Child Welfare, 26, 1940, 45-198
- LORENZ, K.: Über tierisches und menschliches Verhalten. Aus dem Werdegang der Verhaltenslehre. Bd. II. München: Piper 1965
- MACH, E.: Die Gestalten der Flüssigkeit. Die Symmetrie. Prag 1870
Die Analyse der Empfindungen. Jena 1922
- METZGER, W.: Das Experiment in der Psychologie. Studium generale, 5, 1952
Gibt es noch psychologische Schulen? Westermanns Pädagog. Beitr., 1973, 314-324
- PAUL, H.: Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle: Niemeyer 1920
- RICKERT, H.: Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Tübingen 1926 (insbes. 23, 45)
Psychologische Causalität und psychophysiologischer Parallelismus. Leipzig 1900
- SCHMIED-KOWARZIK, W.: Umriss einer neuen analytischen Psychologie. 1912, 1927
- SPRANGER, E.: Lebensformen. Leipzig 1930
- UEXKÜLL, J. v.: Theoretische Biologie. Berlin: Springer 1928
- WERTHEIMER, M.: Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt I. Psychol. Forsch., 1, 1922
Über Gestalttheorie. Symposion 1. Erlangen 1925 b
»Gestalt Theory«. Social Research 11, 1944
Productive Thinking. New York 1945. Deutsch: Produktives Denken. Frankfurt/M.: Kramer 1957
- WINDELBAND, W.: Geschichte und Naturwissenschaft. Rektoratsrede. Straßburg 1894. In: Präludien, 2. Bd., Tübingen 1924